

Liebe Frau Nickel, liebe Kollegen, liebe Gäste,

heute, hier und bei mir geht es um die Würdigung einer ehemaligen Mitarbeiterin durch ihren ehemaligen Vorgesetzten.

Stilgerecht beginnen solche Reden mit der knapp skizzierten vita der Betroffenen. Geboren, Schule, Schulung usw. Es folgt der Lobpreis ihrer Leistungen, gipfelnd in dem Wunsch, der Ruhestand – der selbstverständlich ein Unruhestand sein würde – möge gleichwohl und „dennoch“ und „immer“ und „nicht vergessen“ und „Ratschläge“ und blablabla...

Sie alle haben derlei oft genug gehört, und deshalb begehe ich jetzt einen doppelten Stilbruch und rede zunächst einmal statt von der zu Würdigenden vom Würdiger – also von mir.

Mai 1971. Frankfurt am Main.

Die juristische Fakultät der Johann Wolfgang von Goethe Universität.

Dieter Simon, seit 1968 Professor für Rechtsgeschichte, tritt sein Amt als Dekan an. Er strotzt von Arbeitslust und Reformwillen. Er ist zwar schon über 30, so dass ihm die Studenten zeitgemäß nicht mehr trauen, aber die Sekretärin des Dekanats traut ihm. Freundlich und konzentriert hört sie zu als er ihr die absolut notwendigen Veränderungen erläutert:

Die Fakultätsbibliothek leidet an erheblichen Defiziten, die Promotionsordnung ist veraltet, die Beziehungen zum Ministerium sind notleidend.

Muss alles, beginnend mit dem morgigen Tag, aufgeräumt und neu geordnet werden.

Die Dekanatssekretärin - sie hieß übrigens, obwohl schon deutlich über 50, Fräulein Schüler, wobei der Ausdruck „Fräulein“ seinerzeit nicht nur üblich war sondern durchaus respektvoll benutzt wurde

und auch so klang – Fräulein Schüler also nickte zustimmend und sagte, sie freue sich auf die gemeinsame Arbeit.

Die Arbeit begann, und es gab keine Komplikationen.

Aber Überraschungen.

Wurde vom Dekan ein bestimmter Verfahrensweg für die Bereinigung von Unzuträglichkeiten ersonnen, merkte er schnell, dass es ratsam war, wenn ein Scheitern vermieden werden sollte, Fräulein Schüler nach der Viabilität zu befragen.

Musste ein Beschluss der Fakultätskonferenz gefasst werden, war es zeit- und kräftesparend, sich bei der Fakultätssekretärin nach den Umständen zu erkundigen, unter denen ähnliche Vorhaben früher erfolgreich gewesen oder erfolglos geblieben waren.

Wurden Strukturpläne exploriert, war es sinnvoll, sich aus dem Sekretariat die diesbezüglichen Satzungsvorschriften und ministeriellen Weisungen vorlegen und erläutern zu lassen.

Kurzum: nach etwa halbjähriger Dienstzeit merkte der Dekan, dass er zwar immer noch Dekan war, dass er dies aber kaum geblieben wäre, hätte ihn Fräulein Schüler nicht **vorsichtig**, **umsichtig** und **nachsichtig** in sein Amt eingeführt und angelernt.

Sein jung-professoraler Hochmut und sein Aufsteigerstolz wandelten sich in Dankbarkeit.

Diese Dekanatssekretärin war ebenso viel Sekretärin wie ein Staatssekretär eine Schreibrkraft ist.

Sie war in einzigartiger Weise in der juristischen Fakultät – und nicht nur dort, sondern in der gesamten Universität vernetzt.

Sie kannte die zuständige politische Administration und wusste, auf wessen Bemühungszusagen man bauen konnte und auf wessen nicht.

Sie hatte einen klaren Blick für die Mitarbeiter im Dekanat und an den Lehrstühlen - und war entsprechend gefürchtet.

Sie wusste wer sein Gehalt eigentlich zu Unrecht bezog, hatte alle Satzungsbestimmungen parat, so dass keine Sitzung unterbrochen werden musste, weil das Kollegium sich zunächst über die Rechtsgrundlage seines Prozedere zu verständigen hatte.

Sie kannte das fakultätsinterne Ranking und alle Besoldungsstufen der hessischen Beamtenschaft. Sie erfuhr aber auch alle Missgeschicke, Skandale, die Triumphe und Niederlagen, die Krankheiten und Gesundheit der IHRER Professoren – das Possessivpronomen benutzte sie mit Stolz und wie selbstverständlich.

In gewisser Weise war SIE das Dekanat, und der Dekan, in freundlicher Distanz, ihr Mitarbeiter bei der gemeinsamen Sache.

Und dann noch das Wichtigste: Sie war sehr loyal – ohne sich mit dem Dekan zu identifizieren. Sie redete viel und hörte noch mehr, ohne jemals ein Wort über Dinge zu verlieren, die andere gern gewusst hätten, aber nicht wissen sollten.

Natürlich verstieß sie gelegentlich ein bisschen gegen meine Wünsche, war nachsichtig, wo ich Strenge forderte, streng, wo ich lieber Milde hätte walten lassen. Aber es gelang ihr fast immer, wenn ich ihr – selten genug – auf die Schliche kam, mich von der Notwendigkeit und letztlich Richtigkeit ihrer - im wohlverstandenen Interesse des Dekans vollzogenen Eigenmächtigkeit zu überzeugen.

Die Folge? Sie war allgemein anerkannt – was nicht heißt, dass sie auch allseits beliebt gewesen wäre. Schließlich war sie ein Mensch, kein Automat. Hatte demgemäß Vorlieben und Abneigungen, Lieben und Neigungen. Und wer die Fäden so fein und dicht gesponnen hat und zu spinnen weiß, der hält schon einmal einen fest, der gern

weitergekommen wäre und lässt einen anderen durch, der besser sitzen geblieben wäre.

Das war der Preis, den der Dekan zu entrichten hatte.

So also war Fräulein Schüler.

Knapp 35 Jahre später und in einer völlig anderen Welt, im Jahre 2005, als ich die Akademie verließ, habe ich meinem Nachfolger **Günter Stock** die Leiterin des Präsidialbüros, **Renate Nickel**, so beschrieben, dass er verstand, dass er nicht einfach eine kompetente und erfahrene Mitarbeiterin vorfinden würde, sondern dass er es mit einer **Staatssekretärin** zu tun bekommen würde, die, ceteris paribus, nach Rang und Souveränität dem soeben beschriebenen Fräulein Schüler aus Frankfurt am Main völlig gleichzuachten sei.

10 Jahre zuvor, 1995, als ich mein Amt antrat, war allerdings alles noch ganz anders. Die historische Analogie, trefflich im Jahr 2015, wäre mir 1995 nicht eingefallen und hätte Renate Nickel auch weithin verfehlt.

1995 war Frau Nickel 43 Jahre alt und traf auf Dieter Simon, 60 Jahre alt, der die Nachfolge des großen Hubert Markl antrat, welcher sich gerade auf die Präsidentschaft der Max - Planck - Gesellschaft vorbereitete.

Dieter Simon, ein Westmensch, dessen Name in den Ohren der soeben durch die Evaluation der DDR-Wissenschaft geschleusten Ostmenschen keinen sonderlich guten Klang hatte, denn er hatte diesen, gern als „Abwicklung“ bezeichneten Vorgang geleitet, fand kein Fräulein Schüler vor, sondern eine muntere, leicht befangene und sichtlich unsichere Ostfrau, von der er nicht sehr viel mehr hätte berichten können, wenn denn jemand einen solchen Bericht gefordert hätte, als dass sie offenkundig freundlich und vermutlich fleißig und – wie es schien: vorbehaltlos – einsatzwillig sei.

Für Letzteres erhielt ich bald den Beweis.

Mit Ersterem war ich einstweilen völlig zufrieden, denn schließlich ging es zunächst darum, diese wackelige Veranstaltung namens BBAW, die einerseits auf den Trümmern der Akademie der Wissenschaften der DDR und andererseits auf dem Schließungs- und Abwicklungsbeschluß der Westberliner Akademie saß und sich mit dem mageren Hinweis auf ein altes Westberliner Grundstückchen legitimierte, als Fortsetzung der preußischen Akademie der Wissenschaften auf feste Beine zu stellen und ihr wenigstens Deutschlandweit zu einer gewissen Sichtbarkeit zu verhelfen.

Wie dies geschehen könne und was eigentlich zu machen sein würde, war mir nicht recht klar. Zwar hatte ich 15 Jahre lang ein Max-Planck-Institut und 4 Jahre den Wissenschaftsrat geleitet – aber eine Akademie im Neuaufbau?

„Was ist eigentlich eine Akademie?“ hatte ich anfangs der 60er Jahre mit der gebotenen Vorsicht meinen Lehrer, den Rechtshistoriker Wolfgang Kunkel, gefragt, als er soeben zum Sekretar der bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt worden war und seine Sekretärin mich zum Gratulieren schickte. „Ach wissen Sie, Herr Simon“, sagte der milde Kunkel, „das sind alte Männer, die anderen alten Männern Vorträge halten und das Interdisziplinarität nennen“.

Das war im Wesentlichen mein Wissen von der Tätigkeit und den Aufgaben einer Akademie.

Frau Nickel wusste zweifellos mehr.

Immerhin war sie schon seit 1975 in verschiedenen Instituten der Akademie der Wissenschaften der DDR tätig gewesen und seit 1993 bei Markl, der im Juli 93 zum Gründungspräsidenten gewählt worden war, beschäftigt. Als, wie man erstmals im Jahrbuch von 1994 nachlesen kann, „persönliche Referentin des Präsidenten“.

Was auch immer das war, es war offenbar jemand, der wusste, was ein Akademiepräsident zu tun hatte, der also über Wissen verfügte, zu dem ich bislang keinen Zugang gehabt hatte.

Alsbald erhielt ich auch den vorhin erwähnten Beweis für die Einsatzbereitschaft meiner Referentin.

Am ersten Veranstaltungsabend der Akademie im November 1995, als man beim anschließenden Umtrunk zusammenstand, nahm mich ein Ostmensch zur Seite und fragte bedeutsam flüsternd: „Wissen Sie eigentlich, wen Sie sich da in ihr Sekretariat haben setzen lassen?“

Und als ich mein Nichtwissen zu verstehen gab, setzte er düster prophezeiend hinzu: „Sie werden sich noch wundern – Nickel und ihr Mann, das waren 150%ige“! Sprach's, entschwand und ward nie wieder gesehen.

Ich aber begann mit dem Wundern.

Zuerst über die Antwort von Frau Nickel, als ich ihr am nächsten Morgen von der Begegnung berichtete – eine Begegnung die mich als solche allerdings kaum irritiert hatte, denn den ehemaligen Vorsitzenden des Wissenschaftsrats hatten, als er mit der berüchtigten Abwicklung beschäftigt war, bei den Evaluationen der wissenschaftlichen DDR-Einrichtungen immer wieder Denunziationen der verschiedensten Art in solchem Umfang erreicht, dass er zu der festen Überzeugung gekommen war, dass die sozialistische Solidarität dem postsozialistischen Fressnapf zum Opfer gefallen war.

Was sagte Frau Nickel?

Meiner geplanten Frage zuvorkommend, ob von dem gesamten Familienaufkommen von 300% Sozialismus vielleicht nur 100% auf sie und 200% auf ihren Mann entfallen seien, stellte sie ungerührt fest: „Na klar war ich 150%ig“ – „ich habe schließlich an den Sozialismus

geglaubt, und wenn ich an eine Sache glaube, setze ich mich restlos dafür ein.“

Ich weiß noch, daß ich dachte. „Na, das ist ja großartig. Hoffentlich glaubt sie jetzt an die Akademie.“

Ich ließ alles weitere Fragen sein und konzentrierte mich auf die nächste Verwunderung.

Die bestand in der Entdeckung der tatsächlichen Dimension der zu erledigenden Aufgabe.

Die Akademie, das war 1995 noch nicht viel mehr als ein schmuckloses Stück Papier, auf dem eine lässige Hand eine flüchtige Skizze entworfen hatte. Eine Skizze, die in jeder Hinsicht der Ausfüllung bedurfte, wenn daraus ein Gemälde werden sollte.

In Ordnung zu bringen waren ja nicht nur Haus und Hof. Aber allein das Haus hätte vermutlich eine Referentin, die nicht fest entschlossen war, an die Sache zu glauben und ihr gewachsen zu sein, zum Verzicht auf die Assistenz bei dieser Tätigkeit bewegen können.

Kein Leibnizsaal in dem die Akademiker hätten tagen können.

Stattdessen hier, wo wir uns jetzt befinden, ein wuchtiger fensterloser hölzerner Würfel, mühsam erhellt durch ein aus scheußlichen Kugellampen quellendes, gelbliches Licht. Klobige, abgewetzte Ledersessel. Muffige, schwer austauschbare Luft.

Ich weigere mich bis heute zu glauben, dass der doch einigen Ruf genießende Stadtbaurat Hans Scharoun seine Hand bei diesem Scheusal im Spiel gehabt haben soll.

Aber auch kein Einsteinsaal, die Dachterrasse unbetretbar, nach Linoleum-Putzmitteln riechende Gänge, keine Fahrstühle, nur ein

mühsam reanimierter Paternoster, dessen Original sich die Sieger irgendwo im fernen Russland eingebaut haben.

Und das war doch bloß das Äußere.

Die Veranstaltungen der Akademie, von den Sitzungen der Klassen, über die öffentlichen Vorträge von Akademikern oder Gästen bis hin zu der zunächst einmaligen, später den Trägern gemäß verdoppelten Festsitzung mussten nicht bloß erfunden und konzipiert, sondern auch terminiert und orchestriert werden.

Die Vorhaben der Akademie mussten sortiert, untergebracht und ihre Betreubarkeit sichergestellt werden.

Ein Dienstplan, ein Veranstaltungskalender, ein Informationsblatt, eine Zeitschrift, ein Jahrbuch, eine Litfaßsäule, ein Freundeskreis, eine Bibliothek, eine Pforte, ein Hausarzt – für alles ist der Präsident verantwortlich und zunächst zuständig und nur einen kleinen Teil davon kann er in eigener Person erledigen.

Dafür hatte ich die Vizepräsidenten, einige wenige beratungswillige Kollegen, die Wissenschaftsverwaltung unter Dr. Krauth, die wechselnden Verwaltungschefs nebst ihrem nicht eben üppigen Apparat, meine persönliche Sekretärin Almuth Zipper, mein wissenschaftliches Recherchegehirn Dr. Karin Elisabeth Becker und Renate Nickel.

Renate Nickel, die Referentin, hatte für alle Vorgänge, die den Schreibtisch des Präsidenten berühren mussten – und nur wenige mussten dies nicht – die Verantwortung zu übernehmen – und hat sie übernommen.

Mit eiserner Disziplin, einem hervorragenden Gedächtnis und einer naturwüchsigen tiefen Leidenschaft für die perfekte Organisation ist sie aus einer kleinen, verschwommen definierten

Verwaltungsfunktion zu der aus der Sacharbeit kreierten „Leiterin des Präsidialbüros“ aufgestiegen.

Nicht nur ihr, aber in erster Linie ihr war es zu danken, dass Günter Stock, als er **2005** die Weiterführung der Akademie übernahm, sagen konnte, unter organisatorischen Aspekten habe er die Akademie als das berühmte „gemachte Bett“ vorgefunden.

Was **nach 2005** geschah, habe ich naturgemäß nicht mehr mit Nickel erlebt, sondern allenfalls von ihr erfahren. Wir haben uns hier und da getroffen und über die beiderseitigen Befindlichkeiten ausgetauscht.

Aber das ist natürlich nicht zu vergleichen mit jenem Zustand, in dem man sich befindet, wenn man praktisch zusammenlebt, weil man den größten Teil seines Wachzustandes nebeneinander verbringt, nur getrennt durch eine Wand und einige Schritte.

Ich habe aber keinen Grund zu der Annahme, daß Renate Nickel sich noch wesentlich geändert hat. Was sie schaffen musste, hat sie in jenen 10 Jahren geschafft – und das ist etwas, wofür sie höchste Anerkennung und auch nicht wenig Bewunderung verdient, denn bei dieser Leistung war sie ganz auf sich allein gestellt.

Damit spiele ich nicht auf die häufig schwierigen, nicht selten nervenzerfetzenden Aufgaben an, von denen ich vorhin einige aufgezählt habe – die hätte wohl ein gescheiter, einsatzwilliger und mental belastbarer Verwaltungsmensch mittlerer Art und Güte schlussendlich auch zustande bringen können, und das würde – in dicker Parenthese darf es vielleicht doch gesagt werden –, den Verabschiedungsaufwand, den Präsident Grötschel heute inszeniert hat, in meinen Augen nicht wirklich rechtfertigen.

Schließlich handelt es sich, wie mir vor Wochen die sichtlich etwas verwunderte Renate Nickel zuflüsterte, bei ihr „doch bloß um eine

Verwaltungsfunktion“- nein, nein, ich denke an etwas ganz anderes, nicht allzu oft Beobachtbares und obendrein leicht Übersehenes.

Renate Nickel war eine explizite, sozial und politisch engagierte Ostfrau, eine Ostfrau, die noch bis zur Jahrtausendwende, wenn sie mir einen Weg erläutern sollte, sagte, indem sie aus dem Akademiefenster gen Westen deutete: „fahren sie einfach die Leipziger Straße runter, bis fast zur Grenze und dann links.“ Sie sagte im unkonzentrierten Alltagsgespräch und weil ihr das Perfekt nicht so leicht über die Lippen wollte: „bei uns **ist** das so“, wenn sie auf die Verschiedenheit der Verhältnisse in Ost und West zu sprechen kam.

Sie war eine, in Kleidung, Habitus und Weltsicht normgerecht geprägte Ostfrau.

Aus diesem stabilen Korsett hat sie sich langsam und geräuschlos befreit.

Nicht, um jetzt eine normgerechte Westfrau zu werden, wie etwa Almuth Zipper eine 100%ige Westfrau war.

Das wäre schade gewesen, wurde tausendfach beobachtet und wäre nicht der Rede wert, sondern um eine Ost/Westfrau oder West/Ostfrau, mit anderen Worten, um eine **neue, deutsche, Frau** zu werden.

Das ist ein Typ, ein Zwei-Welten-Typ, den es vorher nicht gab und der in dieser Form gewiss nicht nachwachsen wird, weil es an den gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen für Nachwuchs dauerhaft fehlen wird.

Geboren wurde Renate Nickel 1952, in die frühe, noch völlig unter den Erlebnissen und Schrecknissen des zweiten Weltkriegs stehende DDR-Gesellschaft, die sich eben erst zum SED-Staat zu formieren begann.

Damit gehörte sie zu einer Kohorte, die es nach 1989 besonders schwer hatte.

In der Ostwelt zwischen 1950 und 1960 angekommen, war diese Kohorte bei den Ereignissen, die wir heute unter dem Stichwort Wende zusammenfassen, zwischen 30 und 40 Jahre alt.

Das heißt, sie war in einem Alter, in dem die Zukunftspläne geschmiedet sind, ihre Realisierung jedenfalls bereits längst eingesetzt hat, vielleicht schon vollzogen ist.

Viele dieser Kohorte waren mit ihrem Land und ihrer Regierung zufrieden, die meisten halbwegs zufrieden, viele sehr unzufrieden, manche kritisch, nicht wenige sehr kritisch und einige sogar revolutionär gestimmt.

Aber wohl keine und keiner hatte auch nur die geringste Vorstellung davon, wie es denn sein würde, wenn man, gleichsam über Nacht, gezwungen wäre, mit den, selbst nach einigen Westkontakten letztlich doch ziemlich fremden Westmenschen zusammen zu arbeiten und zusammen zu leben.

Und dass dies überhaupt möglich sein könnte.

Was nicht heißen soll, dass den Westmenschen die Ostmenschen weniger fremd gewesen wären. Im Gegenteil.

Auch der Westmensch musste erkennen, dass er einem recht fremden Wesen gegenüberstand, dessen Kleidung Sprache, Sitten, Wissen, Überzeugungen, Erfahrungen, Gelüste und Zufriedenheiten erheblich von den seinen abwichen.

Wobei die großen Ideen und Erzählungen, wie auch sonst, die bei weitem geringste Rolle spielten.

Ob Sozialismus besser als Kapitalismus sei oder umgekehrt, ob Religion Opium für das Volk, Opium des Volkes oder überhaupt kein Opium, sondern Seelenheil sei, diese Fragen konnte man unbeschadet ausklammern, wenn es um die Bewältigung der täglichen Kleinigkeiten, um Alltagsroutinen ging, – um „das macht man“, „das macht man nicht“ oder „das macht man so“.

Wobei den Ostmenschen die bei weitem anstrengendere und undankbarere Rolle zugefallen war.

Denn das Sagen, das war bei allem Brüder-und-Schwestern-Gerede und „Friede“ und „Freiheit“ und „Zusammenwachsen was Zusammengehört“ nicht zu übersehen, das Sagen hatten die Westmenschen.

Sie definierten das „Man“.

Man beginnt einen Brief nicht mit „Werter Herr“, sondern mit „sehr geehrter Herr“, **man** schreibt jetzt „Mauer“ und nicht mehr „antifaschistischer Schutzwall“, und man lernt, dass die Auszeichnungen, die Urkunden, Titel und Preise, die einem sein Staat für doch stattgehabte höchste Anstrengungen verliehen hatte, nichts mehr Auszuzeichnendes bezeichneten. So wie die Orden und Ehrenzeichen nicht mehr in den Vitrinen, sondern auf den Plastiktischen der Straßenhändler zu finden waren.

Bestimmte Feiertage waren keine mehr, weil **man** sie nicht feierte, bestimmte Gedenktage sollten verlaufen, ohne dass „man“ an irgendjemand oder an irgendetwas anderes dachte als an die Arbeit.

Das alles musste Frau Nickel lernen und noch vieles andere dazu.

Aber sie konnte auch lernen: dass der empörte Beschwerdebrief eines politisch hochprofilieren Westmenschen, er sei bei einer Festversammlung nicht platziert, sondern in die würdelose Situation

versetzt worden, sich seinen Platz selber suchen zu müssen, dass dieser grauenhafte Verstoß gegen den Kommet keineswegs zu der erwarteten präsidentiellen Rüge, einem Parteispektakel oder einem disziplinarischem Donnerwetter, sondern zu der heiteren Anweisung führte, von der Einladung des Verschnupften in Zukunft abzusehen.

Der von diesen Verhältnissen einerseits, von den oft wenig sensiblen, teilweise sogar grotesk sieghaft daher polternden Westmenschen andererseits ausgehende Druck, den die Drücker in der Regel nicht einmal bemerkten, hatte, wie nicht ganz unbekannt, durchaus üble Folgen:

Überanpassung des ehemals auf Solidarität getrimmten Ostmenschen an die westliche Ellenbogengesellschaft; Rückzug in die DDR-selige Innerlichkeit; bockige und/oder weinerliche Verweigerung; Dolchstoßlegenden; Ausbeutungs- und Versklavungsphantasien; resignative, depressive, suizidgefährdete Kümmerexistenzen; Wut – Alles Reaktionen von Menschen, deren Lebensziel und Kampfgeist entwertet, deren Selbstwertgefühl zu einem Irrtum, deren Freuden für kindisch, deren Freundschaften für naiv und deren Produkte für miserabel erklärt wurden.

Nur ein starker Charakter, einer der sich seiner Kraft und seines Eigenwertes bewusst ist, ist offenbar in der Lage, sich anzupassen, ohne sich aufzugeben, sich zu bewahren und doch nach den Erfordernissen der neuen Verhältnisse zu funktionieren, und gelassen an diesem zermürbenden Spiel von Unterwerfung und Überwindung, von Verzicht und Gewinn, produktiv teilzunehmen.

Also mit einem Satz: Eine geglückte Wiedervereinigungsbiografie zu leben – und vorzuleben. Eine ganz besondere persönliche Leistung und eine soziale Leistung zugleich.

Damit, liebe Frau Nickel ist es jetzt - freilich nur soweit die Arbeitsbiografie betroffen ist - vorbei. Ansonsten schlagen Sie ein neues Kapitel auf.

Knapp 25 Jahre in vollem Einsatz sind vergangen, und wenn die Akademie sich selbst ihre Geschichte schreiben könnte, würde sie wohl notieren, dass mit Ihnen eine Epoche zu Ende gegangen sei. Und sie hätte Recht.

Nachfolger, wenn sie etwas taugen, wissen alles besser und machen vieles anders.

Das ist auch gut so.

Kopien lähmen. Originale reizen zum Vergleich. Du brauchst ihn nicht zu fürchten.

Alles Gute Renate!